

## Einmal wird eine Stunde kommen . . .

Und einmal doch wird eine Stunde kommen  
und es wird sein, wie's immer war,  
als ob in Tränen alles fortgeschwommen. . .  
Die Tage werden staunend sich erbellern,  
die Nächte unbedrückte Träume sein. —  
Es wird nicht mehr von Haß und Heulen gellen,  
nach langem Weinen ist die Erde rein,  
die blutgetränkte, die einst glücklich war. . .

Ja, einmal werden, wie in fernen Tagen,  
Jugend und Mannheit in der Sonne gehn,  
und müssen nicht mehr ihre Herzen tragen,  
als sei das Leben düsteres Gesehn,  
als sei der Tod erlösend Untergehn.  
Sie werden mehr, als einst, das ernste Leben lieben  
und nicht gewaltam nach dem Tode schrei'n.  
Und dürfen Menschen sein und wie Menschen lieben,  
als ob die Welt die alte Welt geblieben,  
so wird es sein und wird doch anders sein. . .  
Und einmal doch wird eine Stunde kommen,  
da auch die Sänger wieder Dichter sind.  
Und vieles wird wie Alb von uns genommen,  
und vieles jagt wie Staub und Dunst der Wind,  
wenn erst die Sänger wieder Dichter sind. . .  
Denn dann ist Friede und Gedanken blühen  
und wachsen, wie am bunten Acherrand  
die Blumen. All unser Sorgen, Mühen,  
dünkt weites, weites Sonnenland  
im Lerchensang. . .  
O einmal, wärrt's auch noch so lang,  
einmal wird diese Stunde kommen. . .

Julius Serfat

## Eine Ausstellung des Friedens in Brüssel.

In Brüssel, der Hauptstadt unseres westlichen Okkupationsgebietes, ist soeben eine Ausstellung „Soziale Fürsorge“ eröffnet worden. Der Zweck der Ausstellung ist, die belgischen Volksmassen mit der deutschen Sozialversicherung bekannt zu machen. Brüssel ist eine kleine Weltstadt: hat man den militärisch hart arbeitenden Bahnhof hinter sich gelassen, dann besticht auch heute noch das immer gleichartige und doch stets individuelle Bild der typischen Großstadt. Lebhafteste Hauptverkehrsadern, reiche Spezialgeschäfte, Warenhäuser, elegant gekleidete Frauen und viel, auffallend viel gesunde, wehrfähige Männer. Schon dies weist auf Spezialprobleme der Verwaltung und Wirtschaftung dieses von uns besetzten Landes hin, das so reich an Industrie und Weltmarktforschung, an hoher Unternehmungskraft und Gründungsenergie und doch so arm an sozialer Gesetzgebung ist.

Die großen Richtlinien der Ausstellung gliedern das zu Sagende in vier Gruppen. Sie zeigen die Organisierung und die Ergebnisse der staatlichen Versicherung für Arbeiter und Angestellte, dann das Wohnen der Arbeiter, die Bekämpfung der Volksleiden, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten und Alkoholmißbrauch, und die Unfallfürsorge. Hier ist der einzige Anknüpfungspunkt der Ausstellung an den Krieg zu finden; die Unfallfürsorge wird unter besonderer Berücksichtigung der Kriegsbeschädigten gezeigt.

Das Reichsversicherungsamt, mit Landesversicherungsanstalten und Krankenkassen, die Angestelltenversicherung und der größte deutsche Unternehmer, die preussisch-belgischen Staatseisenbahnen, zeigen eine Fülle von Photographien, Bilderskizzen und Modellen. Das rote Kreuz gibt Anschauungsunterricht für Säuglingsfürsorge und Kinderfürsorge. Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und das Zentralkomitee zur Bekämpfung der Tuberkulose demonstrieren in ihrer bekannten eindringlichen Ausstellungssprache. In der Abteilung für Unfallfürsorge und Kriegsinvalidenfürsorge werden durch Kriegsverletzte Ersahglieder vorgeführt. Die deutsche Privatindustrie ist durch die A. G. E. und einige andere Firmen vertreten. Besondere Beachtung verdient das Kolossalfoto als Vermittler der Ausstellungsidee. Hier kann der „Kientopp“ auf eigenen Wegen fruchtbar wirken. Wir haben den Versuch der kinematographischen Erklärung der Angestelltenversicherung. In dunkler Folge wechselten Bilderstatistik, Szenen aus dem Leben des Kaufmannsgehilfen Müller, Betriebsaufnahmen des Reichsversicherungsamts, Schilderungen einer Heilanstalt und ähnliches. Diese Sprache ist neu und sinnfällig; wird sie zur Meisterschaft

entwickelt — das Kino bietet alle Voraussetzungen dazu —, dann kann sie eine erstklassige Propagandasprache und gutes Anschauungsmaterial von bleibendem Werte werden.

Ein besonderes Problem der Ausstellung war es, in ihren schriftlichen Erläuterungen und Hinweisen sich allen Besuchern verständlich zu machen. Eine große Anzahl von Druckfächern findet sich in drei Sprachen, deutsch, französisch und holländisch. Auch die Generalkarte ist dreisprachig. In dieser Hinsicht wird aber wohl im Laufe der nächsten Wochen praktischere noch mehr geschehen müssen.

Den belgischen Arbeitern ist der Besuch der Ausstellung möglichst leicht gemacht. Der Eintritt kostet nur 20 Centimes, das Kino ist für jedermann frei. Der Eisenbahnpreis ist für auswärtige Besucher auf die Hälfte herabgesetzt; in der Ausstellung ist für billiges Essen Sorge getragen. Kurt Heinig, Brüssel.

## Kleines Feuilleton.

### Vollsbühne: Shakespeares „Sommernachts Traum“.

Gleichsam eine fortwirkende Gedächtnisfeier für den größten Dramatiker aller Völker und Zeiten, den wir seit 150 Jahren, da uns seine Meisterwerke besaßen und innig vertraut sind, und drei Jahrhunderte nach seinem Tode mit Zug und Recht den unigen nennen: so darf wohl die Wiederaufführung gerade des „Sommernachts Traums“ erachtet werden. Keines Volkes Phantasie konnte ein wunderbarer Sommermächtmärchen erfinden, als es der süße „Schwan vom Avon“ gelungen hat. Es ist Poesie aus Urzeiten der Natur, die da erklingt, und deren herrliche Melodien und echt ersehnte und padend lebenswahr erschaffene Gestalten aus dem Volke gewoben sind.

Wie tief wir aber heute in Shakespeares Geisteswelt eingebunden, an Max Reinhardts Inszenierung des „Sommernachts Traums“ läßt sich beides: so Vertrautsein wie Bewunderung und Dankbarkeit erkennen. Ja es ist wohl nicht zuviel, wenn wir sagen: Reinhardts nachschaffende Künstlerphantasie habe uns die Dramen des großen Briten recht eigentlich erst wieder neu gegeben. Daß die Spielleitung, für die gegenwärtig Herr Maximilian Stabel zeichnet, sich getreulich und mit großem Geschick in Reinhardts Bahnen zu bewegen und zu halten weiß, ist gewiß verdienstlich. Noch dankenswerter ist das Wert der mitwirkenden Künstler sowohl nach „Fingere“ als Gesamtleistung gemeint. Vorkünftig haben sich die „wachs Pirger“ und „Pestpieler“, zuoberst Hans Wagmann. Der nächste Waldzauber und Geisterputz (Bud: Margarete Wellhoener) offenbar lebendigsten Rhythmus, das verlebte Werkstück gibt sich föhlich in seiner zünftigen Eiferst. Traumhaftigkeit und Wirklichkeit lösen einander ab, ohne der Einheitslichkeit zu ertragen. Und Mendelssohns Musik weot deutsche Waldromantik und derrealistische Langsomel um die Märchen- und Menschengestalten. Es gab viel ungeschickte Fröhlichkeit und starken Beifall, dessen die Aufführung vollauf würdig war. ek.

### Die größte Explosion der Welt.

Die mit allen Mitteln der Technik aufs äußerste gesteigerte Wirkung der Explosionswerkzeuge verschiedenster Art — wie Bomben, Granaten, Schrapnell, See- und Landminen — hat vielfach Untersuchungen und Berichte über die Fernwirkung von Explosionen hervorgerufen. In diesem Zusammenhang ist es von besonderem Interesse, einer Explosion zu gedenken, die als die größte aller jemals stattgefundenen Explosionen bezeichnet werden kann und nach den neuesten Untersuchungen in ihrer Wirkung über die ungeheure Entfernung von 8000 Kilometer fühlbar wurde. Es handelt sich um die Katastrophe auf der Insel Krakatau in der Sundastrabe, deren äußerste Fernwirkung erst jetzt durch die von Th. Oberbed gemachten Mitteilungen in der naturwissenschaftlichen Monatschrift bekannt wird. Jene Riesenkatastrophe, die im Jahre 1883 stattfand, übertraf alle Explosionskatastrophen, die nach menschlicher Ueberlieferung verzeichnet wurden. Zwischen dem 26. und 27. August jenes Jahres wurde nämlich die zwischen Sumatra und Java gelegene Insel durch eine Eruption des 840 Meter hohen Vulkan Krakatau zur Hälfte vernichtet und der Berg in seiner ganzen Höhe fastentzwei getrennt. Es erdröhte ein Donner von unbeschreiblicher Gewalt, meilenweit war das Meer mit Bimsstein bedeckt, es bildeten sich neue kleine Inseln, und eine Flutwelle, die in der Sundastrabe 86 Meter hoch war, ging über Java und Sumatra hin, alle Ortschaften an der Küste mit ihren Wohnern vernichtend. Anstelle der verschwundenen Hälfte des Berges Krakatau aber zeigte sich ein Meeressboden von 200—300 Meter Tiefe. Man schätzte die Höhe, bis zu welcher die Dampf- und Aschensäule der Explosion emporstieg, auf nicht weniger als 80 Kilometer, und auf der ganzen Erde machten sich Zitterbewegungen bemerkbar. Nach den damals berechneten Ermittlungen wurde der Donner der Explosion in Entfernungen von 2900 Kilometer (Manila), 3600 Kilometern (Zentral-Australien) und bis nach Rodriguez bei Madagaskar, also auf eine Entfernung von 4775 Kilometer vernommen. Erst jetzt aber wurde, wie Oberbed mitteilt, in Erfahrung gebracht, daß die durch diese Explosion hervorgerufene Erschütterung sich bis nach Deutschland, also auf die ungeheuerliche Entfernung von 8000 Kilometern, fortplante. Am Sonntag, den 26. August 1883 geriet nämlich während der Predigt in der Hauptkirche zu Altona plöglch der schwere große Kronleuchter im Mittelschiff ohne erkennbare Ursache in schweres Schwanken, so daß wegen dieses erschreckenden Wunders sogar die Predigt unterbrochen werden mußte. Nach zwei oder drei Tagen erhielt man dann die Nachricht von der Katastrophe in der Sundastrabe, aber erst jetzt wurde durch genaue Durchsicht des gesamten Materials einwandfrei festgestellt, daß es sich damals um nichts anderes als um eine Fernwirkung der Katastrophe auf Krakatau handelte.

### Der Krieg in der Umgangssprache.

Es ist nur natürlich, daß der Krieg, der das ganze Denken unseres Volkes beherrscht, auch in den Ausdrücken und Wörtern unserer Umgangssprache seine tiefen Spuren hinterläßt, daß überall, in den Reden unserer Staatsmänner wie in den Abhandlungen der Gelehrten, im täglichen Gespräch dabei und im Felde Gedante und Wort unter dem Banner der kriegerischen Ereignisse stehen. Interessante Beispiele für diese Tatsache teilte vor einiger Zeit Prof. Karl Bergmann in den „Grenzboten“ mit. So bezeichnete in der Reichstagsverhandlung vom 6. April 1916 Dr. David die Ausföhrungen Ledebours als eine rüchichtslose „Torpedierung“ jeder gesunden Logik und erregte mit dieser bößig ernst gemeinten Bemerkung große Heiterkeit. Die Uebertragung dieser militärischen Wendung auf ein so ganz anderes Gebiet wirkte also noch ungewöhlich. Nicht minder merkwürdig wirkte der Ausdruck „Lebensrecht“, „Feldwebellieutenant des Kapitals“, womit er Renegaten der Arbeiterklasse bezeichnete. Andere Ausdrücke haben sich schon heute vollkommen eingebürgert, so die Verbindungen mit Trommelfeuer und Schützengraben. Der Ausdruck des Staatssekretärs Delbrück „Schützengraben des wirtschaftlichen Kampfes“ hat seitdem in ähnlichen Wendungen, wie „geistige Schützengraben“ vielfach Nachahmung gefunden. Ebenso spricht man von dem „Trommelfeuer der Verleumdungen“, das zuerst in einem Bericht des österreichischen Kriegspressquartiers von den italienischen Zeitungen gebraucht wurde, von einem „Trommelfeuer von roten“, wie es die Vereinigten Staaten nach Berlin richteten, von einem „Trommelfeuer behördlicher Verordnungen“ in der Ernährungsfrage. Man rief nach einem „wirtschaftlichen Generallstab“, der die „wirtschaftlichen Rüstungen“ leite, und mehrfache ist der Präsident unserer Reichsbank, Hagenstein, „Generalgeldmarschall“ genannt worden. Ebenso wurde der Begriff der Mobilisierung auf alle Gebiete des Lebens übertragen, so daß z. B. ein Berliner Theologe von der „sozialen Mobilisierung“ sprechen konnte. In noch höherem Grade ist die Umgangssprache unserer Zeitgenossen von solch kriegerischen Bildern erfüllt. All ihre Tun und Treiben wird unwillkürlich mit dem Militärischen in Verbindung gesetzt. Da heißen etwa gefüllte Flaschen „Blindgänger“ und geleerte „Ausbüßer“; das Wort „Sappen“ muß Bewegungen sehr verschiedener Art ausdrücken: man „sappst sich in Aufstellung, auf Urlaub“. Der Soldat „nimmt Deckung oder volle Deckung“, „nimmt Stellung“, wenn er schlafen geht. Ein struppiger Bart ist ein „Drahtverhaar“, und solcher treffenden und humorvollen Vergleiche gibt es gar viele in der Umgangssprache des Feldsoldaten.

### Notizen.

— Kriegsbesprechungen kündigt das eben erschienene Vorlesungsverzeichnis der Berliner Universität für das Wintersemester in größerer Zahl an; u. a. wird Prof. Köhner über die rechtliche Organisation der deutschen Kriegswirtschaft, Prof. Jastrow über „Wirtschafts- und Verwaltungsprobleme in und nach dem Kriege“, Prof. Zimmermann über „Die Deckung des Lebensbedarfs in Friedens- und Kriegzeiten“ lesen. Unter den „aktuelen“ Vorlesungen der medizinischen Fakultät befindet sich auch eine von Prof. Langstein über „Die durch den Krieg bedingte Notwendigkeit gesteigerter Kinderfürsorge, ihre Wege und Ziele“, und eine von Prof. Nicolai über den Krieg als „biologischen Faktor in der Entwicklung der Menschheit“.

— Ein Jean Jacques Rousseau-Museum soll in Genf gegründet werden. In der Hochschullibliothek wird für diesen Zweck ein besonderer Saal eingerichtet, und mehrere Rousseau-verehrer haben ihre Sammlungen oder wertvolle Stücke daraus für die neue Gründung zur Verfügung gestellt. Als wertvollster Erwerb gilt die Handschrift des „Emil“. Versprochen wurden auch Kunstgegenstände und Bildnisse, die auf das Leben und die Werke Rousseaus Bezug haben.

## Für tot erklärt.

Von Ernst Wäger.

„Sie selbst?“ wiederholte sie mit dem Ausdruck des Zweifels. „Was sollten Sie wohl mit einer Fischerkate anfangen wollen?“  
„Das kann ja dem Verkäufer gleichgültig sein,“ meinte er. „Ich zahle einen guten Preis, und Euch ist geholfen.“  
„Es geht nicht,“ jagte sie nach einer Weile ernst. „Das Gericht erlaubt es nicht. Wenn's aber auch ginge, so würde ich wissen, daß es nicht Ihre Absicht sein kann, das Grundstück zu erwerben, das Ihnen ganz unnütz wäre. Ich verstehe Sie wohl; Sie haben ein gutes Herz und wollen mich nicht in Not lassen, weil Sie — weil Sie — meines Mannes Freund waren und vielleicht so viel übrig haben, um ein gutes Werk tun zu können. Das mag Ihnen der liebe Gott vergelten, daß Sie auch nur daran gedacht haben. Aber annehmen kann ich Ihr Anerbieten nicht, das wäre ein Unrecht.“

Es wurde ihm recht warm ums Herz, wie er sie so freundlich über sich sprechen hörte und in ihre lieben Augen sah. „Ich bin gar nicht so uneigennützig, wie Du glaubst,“ antwortete er. „Ich hätte meine Bedingungen zu stellen, und wer weiß, ob Dir die den Preis wert wären.“

„Bedingungen?“  
„Ja wohl! Ich will nur kaufen, wenn ich alles mitlaufen kann, was sich im Hause befindet — nichts ausgekommen.“

Das war der eigentliche Trumpf, den er ausspielen wollte, und er war innerlich recht froh, daß es ihm geglückt war, ihn auf so ungewohlene Manier anzubringen.

„Das ist nicht viel, Herr,“ antwortete sie, ohne die Verhänglichkeit seiner Bedingung zu merken. „Wir haben nur die einfachsten Wirtschaftssachen, und das Fischereigerät gehört sowieso zum Hause. Es kann für Sie wenig Wert haben.“

Nun kam doch die Reihe an ihn, verlegen zu werden, denn er mußte deutlicher mit der Sprache heraus. „Ich sage alles, nichts ausgenommen!“ wiederholte er nachdrücklich und stockte wieder. Und dann kam ihm plöglch ein glücklicher Gedanke, der weiter half. Er faßte das Kind mit beiden Händen, hob es auf seinen Schultern und sagte: „Auch der kleine Peter muß dabei sein.“

„O, der bleibt bei der Mutter!“ erwiderte sie schnell und ängstlich, indem sie den mit den Beinen strampelnden und weinenden Jungen wieder an sich nahm und an die Brust drückte.

„Oder die Mutter bei ihm,“ ergänzte er lachend. „Nein, sie sollen sich nicht trennen; aber ich möchte sie beide für mich haben.“

Nun ging Annika das Verständnis auf. Sie trat ein paar Schritte zurück und setzte sich auf die Bank. Ihr war so bellommen, daß sie am liebsten hätte aus dem Hause laufen und draußen frische Luft schöpfen mögen. Er aber folgte ihr, setzte sich dicht neben sie und ergriff ihre Hand, um sie nicht fortzulassen. Sie sollte nun alles hören.

„Du weißt, Annika,“ flüsterte er ihr zu, und seine Stimme zitterte dabei anfangs merklich. „Du weißt ja, daß ich Dir nicht seit gestern gut bin, auch nicht seit ehedem. Es sind Jahre darüber vergangen, seit Du von der Grenze nach unserem Dorf kamst; damals ein junges Mädchen, dessen Herz noch ganz frei war. Und schon damals, gleich als ich Dich am ersten Sonntag in der Kirche sah, wußte ich, daß ich Dich lieb haben müßte, wie keine andere auf der Welt. Ich gab Dir's auch später zu erkennen, so gut ich es verstand, aber da ich schüchtern war und mich wenig vorbränge, mag wohl nicht viel davon zu sehen gewesen sein. Oder ich habe Dir auch nicht sonderlich gefallen, wie nun einmal meine Art war. Ich konnt's Dir nicht sagen, weil ich abhängig war, aber ich hoffte, Du würdest noch ein paar Jahre Zeit haben, und dann wöhlst ich vortreten. Ganz für mich allein vermochte ich's aber doch nicht zu behalten, und als ich es dem einzigen mitteilte, vor dem ich glaubte kein Geheimnis haben zu dürfen, da verlor ich den Freund. Das konnt ich freilich nicht wissen, daß er selbst Dich liebte, und daß Du ihm im Geheimen schon zugetan warst. Es war ein schwerer Schlag, als ich's erfuhr, und von dem Augenblick an gab ich Dich ganz auf, denn ich wollte dem Freunde nicht entgegenstehen. Ich ging Dir aus dem Wege, aber je länger ich Dich nicht sah, desto größer wurde die Sehnsucht nach Dir. Das machte mich ganz krank, so daß die Leute sagten, ich würde nicht lange leben. Und ich freute mich darüber, weil ich doch wenig vom Leben hatte und nicht einmal einer Menschenseele klagen konnte, was mir fehlte. Erst als Dein Hochzeitstag gewesen war, wurde ich ruhiger, aber vergessen konnte ich Dich doch nicht und nicht aus meiner Stube über das Gass nach der weißen Muehrung schauen, ohne an Dich zu denken und mein altes Leid aufzufrischen. Ich hatte mir vorgenommen, ledig zu bleiben und einmal mein Hab und Gut Deinen Kindern

zu vermachen, als ob's die meinigen wären. Und, weiß Gott! Annika, ich habe gewünscht, daß Du mit Peter klars glücklich sein müßtest und er mit Dir, und kein böser Gedanke ist mir in den Sinn gekommen, solange er lebte. Es ist mir auch schwer zu Herzen gegangen, als ich hörte, er sei mit seinem Schiff untergegangen und elendiglich umgekommen, denn er blieb doch mein Freund, und Du verlorst einen lieben Mann und den Vater Deines Kindes. Aber das darfst Du mir nicht verdenken, Annika, daß die alte Hoffnung wieder bei mir auflebte, als es gewiß wurde, daß er gestorben sei und Du nun wieder ledig wärrst und für mich zu haben. Ich wollte Dir Zeit lassen, Dich mit Deinem Schmerz auszulöhnen, und so habe ich bis jetzt still gewartet. Aber als es neulich der Zufall fügte, daß wir wieder zusammentrafen, da wurde ich mit mir einig, nicht länger zu zögern und Dir ein offenes Geständnis zu machen. Und nun ist's gesagt, Annika, mit viel zu viel Worten, aber doch vom Herzen heraus. Sprich Du nun — willst Du meine Frau sein?“

Sie hatte ihm still und in sich versenkt zugehört; nur manchmal zuckte leise ihre Hand, wenn er ihres Mannes erwähnte, oder ihres Kindes. Auch als er schon schwieg, änderte sie ihre Haltung nicht, sondern sah eine Weile vor sich hin. Was er gesprochen, hatte sie tief bewegt, und sie wußte nun nicht, wie sie ihm antworten sollte, ohne ihn zu kränken. Erst als er ihre Hand drückte und sich zu ihr überbeugte, richtete sie sich auf, schüttelte langsam den Kopf und sagte: „Für mich ist er ja noch immer nicht tot.“

„Er soll's auch nicht sein,“ entgegnete er mild; „Du sollst ihn in treuer Erinnerung halten, und ich will ihn mit Dir beweinen. Aber von dem Gedanken müßt Du Dich entwöhnen, daß er zurückkehren könne; das hieße Dein ganzes Lebensglück zerstören und dieses Kind einem traurigen Schicksal überliefern. Denn Du wirst zu stolz sein, von mir etwas anzunehmen, nachdem Du meine Hand ausge schlagen hast, und wenn Du auf Dich allein angewiesen bist, wie willst Du für den Knaben sorgen? Freilich, wenn Du mir ganz abgeneigt bist und meinst, nichts für mich fühlen zu können, dann wär's besser, Du sagest mir es geradezu; denn es könnte doch kein Segen sein bei solcher Ehe, zu der sich der eine Teil widerwillig zwingt. Aber wenn ich Dir nicht ganz gleichgültig bin — wenn Du nicht daran verzweifelst, mich lieb gewinnen zu können, wenn Du meinen Worten vertraust, daß ich Deinem Kinde ein zweiter Vater sein will, dann laß alle Rücksichten fallen, Annika, und nimm mir die Goffnung nicht, von der ich lebe.“

(Fortf. folgt.)

